

Bei Wilhelm Conrad Röntgen daheim und draußen

Persönliche Erinnerungen

Von Siegfried Schoenborn-Remscheid

Es sind nur einige Züge, die ich dem Lebensbilde des großen Forschers und gütigen Menschen hinzufügen kann, zu denen mich aber eine 33jährige Familienfreundschaft berechtigt. Auch haben sie den Vorzug des Selbsterlebten, wenn mir auch beim Niederschreiben der Vergleich von den Königen und den Kärnern in die Feder kommen möchte. Aber der liegt ja manchmal auch bei langatmigen Biographien nahe.

Ich habe bei *Röntgen* stets bedauert, daß der bis zur Schüchternheit bescheidene Mann selbst nichts Biographisches hinterlassen hat, das jede Romantisierung im Keim erstickt hätte. Vielleicht auch unterblieb es, weil er — Gott sei Dank! — auch ein Mensch „mit seinem Widerspruch“ war und das sehr wohl wußte. Vor allem aber haßte er die Öffentlichkeit, in deren Licht ihn seine säculare Entdeckung

gezerzt hatte. Er setzte sich ihr persönlich wie schriftlich nur höchst ungern aus, wie er auch außer seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen kaum eine Zeile dem Druck übergeben hat, obwohl er sich schriftlich sehr wohl zu geben vermochte, wie ich an zahlreichen, mit den sehr kleinen, fast zarten, aber klaren und präzisen Zügen seiner Hand bedeckten Briefen an meine Mutter entnehmen durfte. Auch an mich, den fast 30 Jahre jüngeren — und das bringt mir die freundschaftliche Wärme zurück, mit welcher der zu seinem Kummer Kinderlose zumal die Jugend beglückte.

Röntgens lange Freundschaft mit meinen Eltern rührte aus seiner besten, aufgeschlossensten und produktivsten Zeit als Würzburger Ordinarius her, in der er unserm Hause nahe stand; aber sie setzte sich auch nach seiner Münchner Berufung (1899) in zahlreichen Briefen und Wiederbegegnungen fort, bis der Tod seiner sehr geliebten Frau ihn nach dem Rücktritt vom Amt mehr und mehr zum Einsiedler machte. Lange bevor ich als junger Medizinstudent 1893/94 seine schöne Gelehrtenstirne an heißen Sommernachmittagen im hellen Würzburger Hörsaal bei seinen Vorlesungsexperimenten bewunderte (die ihm wie vielen großen Forschern bei der Demonstration nicht immer glückten), waren wir schon regelmäßige Gäste beim sonntäglichen Krocketspiel im schönen Institutsgarten am Pleicherring, in dem er als leidenschaftlicher Natur- und Bergfreund viele alpine Pflanzen angebaut hatte. Fast alles, was Röntgen tat, tat er mit einer Leidenschaft, die man dem äußerlich eher stillen Manne bei flüchtiger Bekanntschaft nicht zugetraut hätte. So war er auch beim Krocketspiel, das nach einer in meiner Jugend gängigen Redensart „den Charakter verdirbt“, wenig erfreut, wenn er verlor.

Die dann auftretenden Stimmungspausen füllte er wohl mit photographischen Aufnahmen aus — damals noch gänzlich ohne „Röntgenstrahlen“ —, wobei er entweder einen kleinen französischen „Momentapparat“ benutzte, den er damals — vor Zeiß und Leitz — für besser hielt als alle deutschen Kameras, oder eine riesige Stativkamera. Deren langer Balg diente ihm übrigens bei den alljährlichen Schweizerreisen als Schmuggelversteck für seine guten Zigarren, die er als ziemlich starker Raucher immer aus Deutschland oder Holland nach dem geliebten Engadin mitnahm; er freute sich königlich, wenn wieder eine Grenzpassage mit dem „unschuldigen“ photographischen Ungetüm hinter ihm lag. Das Oberengadin war seine große Liebe und alljährlicher Augustaufenthalt, wo er im alten „Weißen Kreuz“ in Pontresina einer langen Gelehrtentafel deutscher Professoren präsierte, wobei er sich übrigens keineswegs immer professoral gab, sondern als echtes Kind des Volkes — seine Frau war zudem selbst Schweizerin — mit der Wirtsfamilie Enderlin, mit den Saaltöchtern, Führern und Saumroßleuten auf gleich gutem Fuße stand.

Ich erinnere mich einer recht schneidigen Bergtour vom 28. August 1889, wo unter Röntgens Führung der schon damals berühmte Robert Koch, der Ophthal-

mologe v. Hippel, der Berliner Prof. Lüders, mein Vater und wir zwei Jungen, mein Bruder und ich, einen „neuen“ Anstieg auf einen über Pontresina aufragenden Dreitausender, den Piz Rosatsch, ausführten. Da war Röntgen, auch als Bergsteiger leidenschaftlich, ganz in seinem Element. Ebenso jedoch drei Tage vorher, als ein früher Schneefall ein paar herrliche Rodelstunden auf nahegelegener Wiese ermöglichte, wobei der Herr Professor es mit den wildesten Buben des Dorfes aufnahm (seltsamerweise traf ich 1934 in dem Besitzer des schönsten Hotelgartens Siziliens, dem „Hotel des Temples“ in Agrigent, einen Enderlin-Enkel, einen Teilnehmer dieses Rodeltages, der sich noch gut Röntgens und seiner Rodelei erinnerte). In seiner Lodenjoppe — eigentliche Kletteranzüge trugen damals in der Schweiz nur Engländer, nicht einmal die Führer — mit dem gewaltigen Filzhut sah der große Forscher in seinen mächtigen Bergen einem wandernden Wotan gleich. Mit Vorliebe ging er ungebahnte Wege, auch über selten betretene Gletscher des Engadins führte uns seine Trittsicherheit, die unsere eigene Bergfreude anfeuerte.

Daß er auch ein weidgerechter Jäger war, wissen wir aus zahlreichen Anekdoten, wie dem netten Erlebnis mit dem Weilheimer Feldhüter, aber auch aus persönlicher Erfahrung. Wir durften Röntgen bisweilen auf Pirsche oder Treibjagd bei Würzburg begleiten — er hatte seit etwa 1890 eine eigene Jagd, und es war ihm in seinen letzten Lebensjahren in Weilheim ein besonderer Kummer, daß die Inflation ihm die Erhaltung seiner Jagd fast unmöglich machte —, wenn auch unsere Schießkünste seiner sicheren Büchse niemals Konkurrenz machen konnten.

Am besten erinnere ich mich einer Würzburger Treibjagd im Januar 1896, weil sie kurz nach dem erinnerungsreichen Neujahrstage 1896 stattfand, an dem unser großer Freund meinem Vater und mir in seiner Wohnung (traditionsgemäß gab es in den Weihnachtstagen jeweils einmal ein Familienessen bei Röntgens, einmal bei uns) „sehr interessante Photographien mit einer neuen Art von Strahlen“ zeigte, wie mein damaliges Tagebuch berichtet. Es waren Aufnahmen eines Geldbeutels mit Inhalt und der Hand seiner Frau mit das Fingerskelett umgreifenden Ringen — diese und nicht die Hand Köllikers, des Anatomen, wie oft erzählt wird, war die erste Körperaufnahme mit „Röntgenstrahlen“. Als wir beiden Mediziner die ungeheure Tragweite der Entdeckung für die Medizin erschüttert erkannten und mit dem Entdecker darüber sprachen, war die Begeisterung groß, wenn wir auch damals natürlich erst an die Darstellbarkeit der stark kontrastgebenden Knochen des menschlichen Skeletts dachten und den unermeßlichen Segen für die Erkennung innerer Krankheiten noch nicht ahnen konnten, von dem auch in der berühmten Sitzung des Würzburger Physikalisch-medizinischen Vereins am 23. 1. 96 noch nicht die Rede war, als Kölliker den Antrag stellte, die Strahlen nach dem Entdecker zu benennen. Von der eindrucksvollen Demonstration seiner Strahlen im Weißen Saal des Potsdamer Schlosses, die er auf Wunsch



W. C. Röntgen und die Gattin des Verfassers am Comer See (Momentaufnahme des Verfassers).

Wilhelms II. schon am 13. 1. 96 vor dem Kaiser abgehalten hatte (lange bevor die heimische bayrische Regierung reagierte), erzählte *Röntgen* lebhaft, der Kaiser habe sich auffallend gut unterrichtet gezeigt.

Zum letzten Male persönlich gesprochen habe ich *Röntgen* (bei einem Besuch in seinem Altersheim Weilheim fand ich ihn 1919 leider verreist) im März 1911 am Comer See, wo er mit seiner schon früh kränkelnden Frau gern die südliche Frühjahrs-sonne aufsuchte. Meine Frau und ich saßen mit dem Ehepaar in Cadenabbia am prasselnden Kamin und gingen beim Abschied mit unserm großen Freunde an beschneiten Camilien der Villa Carlotta entlang. Er schien älter und wenig froh; die Krankheit seiner geliebten *Berta* bedrückte ihn, und die Münchener Existenz hatte ihre Schattenseiten. Meine verstohlene Momentaufnahme — er ließ sich nicht gern photographieren — zeigt neben meiner Frau seinen großen, etwas schwer gewordenen Körper schon leicht gebückt. Doch war er noch kaum krank; eine an sich bösartige kleine Geschwulst im Gesicht, die mein Vater ihm etwa 1898 operativ entfernte, war nie rezidiert. Später konnten wir nur noch Briefe wechseln; meine Übersiedlung in das mit seiner Geburtsstadt Lennep verbundene Remscheid 1919 brachte eine halb humoristische Korrespondenz. Aber er war sehr müde geworden; der Ausgang des ersten Weltkrieges hatte den leidenschaftlichen Vaterlandsfreund tief bedrückt. Ein gütiges Geschick hat ihn vor den Schrecken des zweiten hinweggenommen.